



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Jacobsen, J. P.: Niels Lyhne : Roman : aus dem Dänischen übersetzt von
Mathilde Mann : (Fortsetzung.)

urn:nbn:de:gbv:46:1-908



Niels Lyhne.

Roman von J. P. Jacobsen.

Aus dem Dänischen übersezt von Mathilde Mann.

(Fortsetzung.)



ir sind heute doch ziemlich obdachlos, meinte Niels, als sie sich abermals auf der Straße befanden.

Sa, das ist ganz in der Ordnung, erwiderte Hjerrild etwas pathetisch.

Sie begannen ein Gespräch über das Christentum, das Thema lag ja gleichsam in der Luft.

Niels sprach heftig, aber in ziemlich allgemeinen Redensarten gegen das Christentum.

Hjerrild hatte es satt, die Erörterungen, die für ihn etwas altes waren, von neuem aufzunehmen, deswegen sagte er plötzlich ohne all zu viel Zusammenhang mit dem Vorausgegangenen: Nehmen Sie sich in Acht, Herr Lyhne; das Christentum besitzt Macht. Es ist dumm, es mit der regierenden Wahrheit zu verderben, indem man für die Thronfolgerwahrheit agitirt.

Dumm oder nicht dumm, solche Rücksichten müssen hier schweigen.

Sagen Sie das nicht so leichtsinnig; es war nicht meine Absicht, Ihnen die Trivialität zu sagen, daß es in materieller Hinsicht dumm sei, in ideeller Hinsicht ist es dumm und mehr als das. Nehmen Sie sich in Acht; wenn es nicht unumgänglich notwendig für Ihre Persönlichkeit ist, so schließen Sie sich nicht allzu fest gerade an diese Richtung der Gegenwart an. Als Dichter haben Sie ja so viele andre Interessen.

Ich verstehe Sie nicht; ich kann doch nicht mit mir verfahren wie mit einem Geierkasten, ein weniger populäres Stück herausnehmen und ein andres dafür einsetzen, welches alle Welt auf den Gassen singt und pfeift!

Grenzboten III. 1888.

Das könnten Sie nicht? Es giebt doch Menschen, die das können. Aber könnten Sie nicht etwa sagen: dies Stück wird nicht gespielt? Man kann im allgemeinen in dieser Richtung weit mehr, als man glaubt. So eng hängt ein Mensch nicht zusammen. Wenn Sie Ihren rechten Arm stets gewaltsam benutzen, so strömt ihm das Blut im Übermaße zu, dadurch nimmt er auf Kosten der andern Glieder an Wachstum zu, während die Beine, die sie nur so viel gebrauchen, als durchaus notwendig ist, ganz von selber dünn und kraftlos werden. Die Nutzenanwendung des Bildes können sie selber machen. Achten Sie nur darauf, wie die meisten und auch wohl die besten ideellen Kräfte hier bei uns sich ausschließlich der politischen Freiheit zugewendet haben. Beachten Sie das, und lassen Sie sich zur Lehre dienen. Glauben Sie mir, es ist ein erlösendes Glück für einen Menschen, für eine Idee zu kämpfen, die eine Zukunft hat, während es auf der andern Seite sehr entsetzlich ist, zu der unterliegenden Minderheit zu gehören, der das Leben durch die Richtung, in welcher es sich entwickelt, Punkt für Punkt und Schritt für Schritt Unrecht giebt. Es kann nicht anders sein, denn es ist so bitterlich entmutigend, das, von dessen Wahrheit und Berechtigung man im tiefsten Innern der Seele überzeugt ist, diese Wahrheit von jedem elenden Trostknechte des siegreichen Heeres verhöhnt, ihr ins Angesicht geschlagen zu sehen, es mit anhören zu müssen, wie sie mit Schandnamen geschnöht wird, und doch nichts dagegen thun zu können, als sie nur noch treuer zu lieben, mit noch tieferer Ehrfurcht im Herzen vor ihr zu knien, ihre schöne Erscheinung stets ebenso strahlend schön, ebenso voller Hoheit und unsterblichen Lichtes zu sehen, wie viel Staub auch gegen ihre weiße Stirn aufgewirbelt werden, ein wie dichter und giftiger Nebel auch ihre Glorie verhüllen mag. Es ist bitterlich entmutigend, und es kann nicht ausbleiben, daß die Seele Schaden darunter leidet, denn es liegt so nahe, sein Herz müde zu hassen, die kalten Schatten des Verachtens um sich zu sammeln und die Welt schmerzensmüde ihren Gang gehen zu lassen. Natürlich, wenn man das in sich trägt, daß man, statt das Leichtere zu wählen und sich selbst aus allem Verbanne mit dem Ganzen zu lösen, sich aufrecht halten und mit gespannten Kräften, mit wachsamem Sympathien den vielschacheligen Geißelschlag der Niederlage hinnehmen kann, so wie er gerade fällt, Schlag auf Schlag, und doch seine blutende Hoffnung vor dem Wanken behüten, indem man auf die dumpfen Laute lauscht, die den Umschlag der Zeit verkünden, und nach dem schwachen, fernen Schimmer späht, der eines Tages vielleicht erscheinen wird! wenn man das in sich trägt! Aber versuchen Sie das nicht, Lyhne! Bedenken Sie, was das Leben eines solchen Mannes sein müßte, wenn er wirklich alles thäte, was in seinen Kräften steht. Nicht reden zu können, ohne daß Hohn und Spott in der Spur seiner Rede aufwuchert! Alle seine Worte verdreht zu sehen, besudelt, zu schlaun Schlingen mißbraucht, vor seine Füße geworfen, und dann, ehe man sie noch kaum aus dem Rehricht aufgesammelt und wieder entwirrt hat, plötzlich alle Welt taub zu

finden! Und dann an einem andern Punkte von vorn anzufangen genau mit demselben Erfolge, und wieder und wieder! Und dann, was vielleicht das Schmerzlichste von allem ist, sich verkannt, verachtet zu sehen von edeln Männern und Frauen, zu denen man trotz der verschiednen Überzeugung mit Bewunderung und Ehrfurcht aufsieht! Und doch muß es so sein, es kann nicht anders sein. Eine Opposition soll nicht erwarten, daß sie deswegen angegriffen wird, was sie wirklich ist und will, sondern einzig und allein deswegen, was die Macht glauben will, daß sie sei und denke; und außerdem, die Macht, die dem Schwachen gegenüber gebraucht wird, und der Mißbrauch der Macht, wie soll sich das trennen lassen? Denn das wird doch wohl niemand verlangen, daß sich die Macht selber schwach machen soll, um gegen die Opposition mit gleichen Waffen kämpfen zu können. Aber darum bleibt der Kampf der Opposition doch ebenso schmerzlich, ebenso aufreibend. Und glauben Sie denn wirklich, Lyhne, daß ein Mann den Kampf wirklich kämpfen kann, sobald alle diese Geierschnäbel auf ihn loshacken, wenn ihm die zähe, blinde Begeisterung fehlt, die man Fanatismus nennt? Und wie in aller Welt soll er etwas Negativem gegenüber fanatisch werden? Fanatisch begeistert für die Idee, daß es keinen Gott giebt! Und ohne Fanatismus kein Sieg! Hören Sie wohl?

Sie standen vor einem Erdgeschoß, wo man einen der Vorhänge aufgezogen hatte, und durch die geöffnete Luftscheibe klang es von klaren Frauen- und Kinderstimmen hinaus zu ihnen:

Ein Kind geboren in Bethlehem,
Deß freuet sich Jerusalem.
Hallelujah, Hallelujah!

Schweigend gingen sie weiter. Die Melodie, namentlich die Töne des Flügels, folgten ihnen die stille Straße hinab.

Hörten Sie wohl, begann Hjerrild, die Begeisterung, die durch dies alte hebräische Siegeshurrah hindurchklang? und diese beiden jüdischen Städtenamen! Jerusalem, das war nicht nur symbolisch, die ganze Stadt, Kopenhagen, Dänemark; das sind wir, das christliche Volk der Völker!

Es giebt keinen Gott, und der Mensch ist sein Prophet, sagte Niels bitter, aber auch tiefbetrübt.

Ja, nicht wahr? spottete Hjerrild. Nach einer kleinen Weile sagte er: Der Atheismus ist doch grenzenlos nüchtern, und sein Endziel ist doch schließlich nichts andres als eine Menschheit ohne alle Illusion. Der Glaube an den leitenden, richtenden Gott, das ist die letzte, große Illusion der Menschheit, und wenn sie diese verloren hat, was dann? Dann ist sie klüger geworden, aber reicher, glücklicher? das glaube ich nicht.

Aber, rief Niels aus, begreifen Sie denn nicht, daß an dem Tage, wo die Menschheit frei jubeln kann: Es giebt keinen Gott! daß an dem Tage wie auf einen Zauber Schlag ein neuer Himmel und eine neue Erde entsteht? Erst

dann wird der Himmel jener freie, unendliche Raum statt eines drohenden Späherauges, erst dann wird die Erde unser, erst dann gehören wir der Erde an, wenn jene dunkle Welt der Seligkeit und der Verdammnis da draußen wie eine Seifenblase zersprungen ist. Die Erde wird unser wahres Vaterland, das Heim unsers Herzens, wo wir uns nicht wie Fremdlinge nur eine kurze Spanne Zeit aufhalten, sondern für die ganze Dauer unsrer Zeit. Und welchen Vollgehalt wird das nicht unserm Leben verleihen, wenn dieses Leben alles umschließen wird, wenn außerhalb desselben nichts mehr liegt! Der unendliche Liebesstrom, der jetzt zu dem Gott aufsteigt, an den man glaubt, wird sich, wenn der Himmel leer ist, der Erde zuneigen, wird mit liebenden Armen alle die schönen, menschlichen Eigenschaften und Gaben umfassen, mit denen wir die Gottheit ausgestattet und geschmückt haben, um sie unsrer Liebe wert zu machen. Güte, Gerechtigkeit, Weisheit, wer kann sie alle nennen? Begreifen Sie nicht, welchen Adel das über die Menschheit ausbreiten muß, wenn sie ihr Leben frei leben und ihren Tod frei sterben kann, ohne Furcht vor der Hölle oder Hoffnung auf den Himmel, nur sich allein fürchtend, nur auf sich selber hoffend? Wie wird nicht das Gewissen geschärft werden, welche Festigkeit wird es nicht geben, wenn thatenlose Reue und Demut nichts mehr zu sühnen vermögen, wenn es keine andre Vergebung mehr giebt, als indem man durch Gutes das Böse wieder gut macht, das man verbrochen hat!

Sie scheinen einen wunderbaren Glauben an die Menschheit zu haben. Der Atheismus würde darnach ja weit größere Forderungen an die Menschen stellen, als es das Christentum thut!

Ja natürlich!

Natürlich? Woher wollen Sie denn alle die starken Persönlichkeiten nehmen, deren sie bedürfen, um ihre atheistische Menschheit zusammensetzen zu können?

Der Atheismus soll sie nach und nach selber erziehen; weder dieses Geschlecht noch das nächste noch die dann folgenden werden den Atheismus ertragen können, das weiß ich wohl; aber in jedem Geschlechte wird es einzelne geben, die sich ehrlich durchkämpfen werden zu einem Leben und zu einem Tode, und diese werden im Laufe der Zeiten eine Reihe geistiger Ahnen bilden, auf welche die kommenden Geschlechter mit Stolz zurückblicken und durch deren Betrachtung sie erstarken werden. Im Anfange werden die Bedingungen am härtesten sein, werden die meisten im Kampfe erliegen, und die, welche siegen, den Sieg nur mit zerfetzten Fahnen erringen, weil ihr Innerstes noch von Überlieferungen erfüllt sein wird und weil es in einem Menschen noch so viel andres giebt als Gehirn, so vieles, was erst überzeugt werden muß: das Blut und die Nerven, die Hoffnungen, das Sehnen, ja sogar die Träume! Aber darum wird es doch einmal kommen, und aus den Wenigen werden Viele werden!

Glauben Sie das? Ich suche nach einem Namen für Ihre Anschauung — könnte man ihn nicht den pietistischen Atheismus nennen?

Jeder wahre Atheismus — begann Niels, aber Hjerrild unterbrach ihn schnell: Natürlich, sagte er, natürlich! Laß uns doch nur ein einziges Thor, ein einziges Nadelöhr für alle die Kamele der Erde!

Zehntes Kapitel.

Erst im Sommer kehrte Erik Restrup nach einem zweijährigen Aufenthalte in Italien wieder heim. Er war als Bildhauer fortgereist, aber als Maler kam er zurück, und er hatte schon Glück gehabt mit seinen Bildern, er hatte mehrere verkauft und neue Bestellungen erhalten.

Daß ihm das Glück so, gleichsam auf den ersten Wink, zugeflogen war, verdankte er der sichern Selbstbegrenzung, mit der er sein Talent um sich zusammengezogen hatte. Es war keines der großen, vielversprechenden Talente, deren Hände überall hinanreichen, deren Erdenweg einem Bacchuszuge gleicht, die alle Gefilde jubelnd durchziehen und goldigen Samen nach allen Seiten hin austreuen. Er gehörte zu denjenigen Talenten, in welchen ein Traum begraben liegt, der Frieden und Heiligkeit über einen kleinen Fleck ihrer Seele verbreitet, da wo sie am meisten sie selber und doch am wenigsten sie selber sind. Und durch das, was sie in der Kunst schaffen, die sie besitzen, klingt stets derselbe sehnsuchtsvolle Endreim hindurch, und jedes ihrer Werke trägt dasselbe ängstlich begrenzte Gepräge von Verwandtschaft, als stamme das Bild aus demselben kleinen Heimatslande, aus demselben kleinen Schlupfwinkel mitten zwischen den Bergen. So verhielt es sich mit Erik; wo er auch in den Schönheits-ozean niedertauchen mochte, stets brachte er dieselbe Perle ans Licht.

Seine Bilder waren klein, im Vordergrunde eine einzelne Gestalt, thonblau durch ihren eignen Schatten; dahinter erkalbewachsene Erde, die Heide oder die Campagna, am Horizont der rotgoldige Schein der sinkenden Sonne. Eine dieser Gestalten war ein junges Mädchen, das sich nach Art der Italienerinnen selber weis sagt. Sie hat sich auf die Kniee niedergelassen, an einer Stelle, wo die Erde bräunlich unter dem kurzen Grase hervorschimmert. Ein Herz, ein Kreuz und einen Anker aus getriebenem Silber hat sie von ihrer Halskette gelöst und auf die Erde gestreut; jetzt liegt sie auf den Knieen, ihre Augen sind gläubig geschlossen, die eine Hand deckt die Augen, die andre hält sie suchend ausgestreckt nach dem unsagbaren Liebesglück, nach dem bitteren Schmerz, den das Kreuz mildert, und nach der Hoffnung hoffendem Alltagsleben. Sie hat es noch nicht gewagt, die Erde zu berühren; die Hand ist zaghaft in dem kalten, geheimnisvollen Schatten; die Wangen glühen, und der Mund verzieht sich halb zum Weinen, halb zum Gebet. Es liegt etwas Feierliches in der Luft, das Abendrot da draußen droht so schaurig und so heiß, legt sich so

wehmüthsvoll über die Heide. Wißttest du es nur: unsagbares Liebesglück — bitterer Schmerz, den das Kreuz mildert — oder der Hoffnung hoffendes Alltagsleben? Dann war ein andres Bild, eins, auf dem sie sehrend mitten auf der braunen Heide steht, die Wange gegen die gefalteten Hände gelehnt, so süß in ihrer naiven Sehnsucht, so unglücklich über das häßliche Leben, das so teilnahmslos, ohne sie zu beachten, an ihr vorübergeht. Warum kommt denn Groß nicht, warum zögert er, glaubt er, daß sie zu jung sei? Er sollte nur fühlen, wie ihr Herz pocht, er sollte nur kommen mit seiner Hand, o, dadrinnen liegt eine Welt verborgen, eine Welt der Welten, wenn sie nur erwachen wollte! Und warum sie nicht wecken? Sie liegt dadrinnen wie eine Knospe, all ihre Lieblichkeit, all ihre Schönheit fest umschließend, ganz für sich allein, bekommen, ohne zu wissen weshalb. Sie weiß ja, daß das ist, von dem sie nicht weiß, was es ist. Hat es nicht liebevoll die schützenden Blätter darumgelegt, ist es nicht durch sie hineingedrungen, sodaß es licht wurde bis in das innerste, tiefroteste Dunkel hinein, wo der Duft, sich selber ahnend, duftlos zusammengepreßt liegt in einer zitternden Thräne? Will es denn niemals kommen? Soll es denn niemals ausatmen, was es ahnend besitzt, reich sein mit seinem Reichthum? Soll es sich denn nie, niemals entfalten, sich wach erröthen, während die goldnen Sonnenstrahlen unter alle seine Blätter dringen? Sie verliert wirklich alle Geduld mit Groß, schon zittern ihre Lippen von dem aufsteigenden Weinen, hoffnungslos, herausfordernd schweift ihr Blick ins Weite, und das Köpfchen sinkt immer verzagter herab, wendet langsam das feine Profil hinein in das Bild, wo ein leiser Luftzug den rötlichen Staub vor sich hertreibt, hin über die dunkelgrünen Ginsterbüsche, den weingoldnen Himmel entlang.

So malte Erik Restrup, und das, was er sagen wollte, fand stets seinen Ausdruck in Bildern wie diese. Wohl konnte er andre Bilder träumen, konnte sich heraussehnen aus dem engen Kreise, innerhalb dessen er sie heraufbeschwor; kam er aber außerhalb desselben, versuchte er sich auf andern Gebieten, so überkam ihn bald ein entmutigendes, ernüchterndes Gefühl, daß er von andern leihen wolle, und daß das, was er hier schuf, nicht sein eigen war.kehrte er dann von einem so mißglückten Ausfluge zurück, bei dem er doch jedesmal mehr lernte, als er selber ahnte, so wurde er nur noch mehr Erik Restrup, als er es bis dahin gewesen war, gab er sich nur noch mutiger, mit fast schmerzlicher Hestigkeit seiner Eigentümlichkeit hin und hielt sich, wo er ging und stand, in pietätvoller Festesstimmung, die sich in seinen geringsten Handlungen ausdrückte, sich in der ganzen Art und Weise zeigte, mit der er in solchen Zeiten mit sich selber verkehrte. Es war, als wenn die schönen Gestalten, die in ihm dämmerten, jüngere Schwestern von Parmegianinos schlankgliedrigen Frauen mit den länglichen Hälsen und den schmalen Prinzessinnenhänden, mit ihm zu Tische saßen und seinen Becher kredenzten mit Bewegungen voller Adel und Liebreiz, ihn in dem Banne ihrer lichten Träume hielten mit Quinis

mystischem, nach innen gewandtem Lächeln, so unergründlich fein in seiner geheimnisvollen Anmut.

Aber hatte er dann elf Tage lang seiner Gottheit treulich gedient, so konnte es wohl vorkommen, daß andre Mächte in ihm die Oberhand gewannen, und es konnte ihn ein rasendes Verlangen ergreifen nach den groben Lüften der groben Genüsse. Dann gab er sich ihnen hin, fieberhaft ergriffen von dem menschlichen Bedürfnis nach Selbstvernichtung, die, während das Blut brennt, wie es brennen kann, sich nach Erniedrigung, nach Rot und Schmutz sehnt, genau mit demselben Maße von Kraft, welches jenes andre, ebenso menschliche Bedürfnis besitzt, das Bedürfnis, sich selbst zu erhalten, sich größer und reiner zu erhalten, als man in Wirklichkeit ist.

In solchen Augenblicken gab es kaum etwas, das ihm roh und gewaltsam genug erschienen wäre, und es währte lange, bis er sein Gleichgewicht wieder errang, nachdem dieser Zustand vorübergegangen war, denn im Grunde war ihm dieser Zustand nicht natürlich, dazu war er viel zu gesund, und er kam eigentlich nur als ein Ausgeschlagen in der seiner Hingebung zu den höhern Mächten der Kunst entgegengesetzten Richtung, gleichsam als Racheakt, als fühle seine Natur sich gekränkt durch die Wahl jenes ideellen Lebenszieles, zu dessen Verfolgung ihn die Umstände geführt hatten.

Der Kampf dieser beiden Richtungen hatte jedoch nicht derartig die Oberhand in Erik Restrup gewonnen, daß er sich nach außen hin gezeigt hätte oder daß es ihm ein Bedürfnis gewesen wäre, seine Umgebung dadurch mit sich in Einklang zu bringen. Nein, er war noch immer derselbe unzusammengesetzte, lebensfrohe Bursche wie früher, ein wenig unbeholfen infolge seiner Scheu vor Gefühlsausbrüchen, ein wenig freibeuterhaft durch seine Fähigkeit, zu nehmen und zu erfassen. Das Gefühl war aber trotzdem in seinem Innern, es machte sich vernehmlich in stillen Stunden, gleich den Glocken, die in der versunkenen Stadt auf dem Meeresgrunde erklingen; und er und Niels hatten einander nie so gut verstanden wie jetzt, das fühlten sie, und sie schlossen schweigend einen neuen Freundschaftsbund. Als die Ferienzeit kam und Niels einmal Ernst machte mit seinem Vorsatze, die Tante Rosalie zu besuchen, die mit dem Konsul Claudy in Fjordby verheiratet war, begleitete ihn Erik.

(Fortsetzung folgt.)



Litteratur.

Zur Moral der litterarischen Kritik. Eine moralphilosophische Streitschrift von Wilhelm Wundt. Leipzig, W. Engelmann, 1887.

Wir haben schon gelegentlich in diesen Blättern ausgesprochen, daß wir die Unterwerfung des Sittengesetzes unter das naturwissenschaftliche Prinzip der Ent-